



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur Geschichte Leipzigs

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Forderung des Vereins „Neue deutsche Schule,“ „daß in einigen Gymnasien und Realgymnasien der Unterricht in den alten Sprachen probeweise später als jetzt beginne, um zu ermitteln, ob auf diese Weise für den Lehrplan einer einheitlichen Mittelschule Raum geschaffen werden kann.“ Nur der Versuch kann Klarheit schaffen. Mißlingt er, dann habe ich Recht gehabt. Gelingt er, dann bin ich, wenn ich es noch erlebe, eines Bessern belehrt, und das ist noch ein größerer Vorteil.

Dresden, im Juli 1889



## Zur Geschichte Leipzigs



In diesen Tagen ist wieder einmal ein Band von Ersch und Grubers Encyclopädie erschienen. Der wievielte? Wir wollen es auszählen. Ersch und Grubers „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“ hat jetzt das ehrwürdige Alter von 71 Jahren erreicht: der erste Band erschien 1818 im Verlage von Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig. Um das Unternehmen rascher zu fördern, entschloß sich die Verlags-handlung nachträglich, es in drei Abteilungen (Sektionen) zu teilen, jede Abteilung unter eine besondere Redaktion zu stellen und alle drei Abteilungen gleichzeitig fortzuführen. Der ersten Abteilung wurden die Buchstaben A bis G, der zweiten die Buchstaben H bis N, der dritten die Buchstaben O bis Z zugewiesen. So erschien 1827 der erste Band der zweiten, 1830 der erste Band der dritten „Sektion.“ Im Jahre 1831 ging das Unternehmen nebst andern Werken der Gleditschischen Buchhandlung in den Verlag von J. A. Brockhaus über, und von diesem ist es bis auf den heutigen Tag getreulich fortgesetzt worden. Die erste Abteilung wurde im Jahre 1882 im 99. Bande mit dem Worte *Gyzels* abgeschlossen. Die dritte wurde 1850 mit dem 25. Bande und dem Worte *Phygios* vorläufig abgebrochen, um zunächst alle Kräfte auf die Beendigung der zweiten zu vereinigen. Dieser zweiten gehört der eben erschienene 43. Band an, der die Worte *Leibeigenschaft* bis *Ligatur* umfaßt. Es ist also der 167. Band des ganzen Unternehmens! Herausgeber des Ganzen ist seit dem Jahre 1882 Professor A. Leskien in Leipzig, einer der hervorragendsten Kenner der slavischen Sprachen, ein geistvoller Philologe von vielseitigem Wissen.

Aber diese Mitteilungen über Ersch und Grubers Encyclopädie sind es nicht, die wir mit unsrer Überschrift „Zur Geschichte Leipzigs“ meinen, wiewohl auch in ihnen ein Stück Geschichte Leipzigs, insbesondere des Leipziger Buchhandels steckt, und zwar ein sehr ehrenvolles. Wir wollen uns vielmehr mit dem Aufsatz über Leipzig beschäftigen, den uns dieser neueste Band auf Seite 28 bis 39 bringt und als dessen Verfasser sich in der Unterschrift E. Kaufmann nennt. Mit diesem Aufsatz hat die Redaktion der Encyclopädie entschieden Unglück gehabt, er ist wohl das Schwächste, was seit langer Zeit zur Geschichte und Beschreibung Leipzigs erschienen ist — und man ist ja aus „Fremdenführern“ und ähnlichen Nachwerken nachgerade etwas gewohnt geworden —, so voller Irrtümer, Mißverständnisse und Flüchtigkeiten, daß wir, um sie alle zu berichtigen, wohl den doppelten Umfang des Artikels selbst in Anspruch nehmen müßten. Wir greifen also nur einiges heraus, wie es uns bei rascher Durchsicht des Artikels aufgefallen ist, und wie wir es, ohne anderweit nachzuschlagen, sofort aus dem Gedächtnis berichtigen können. Über den Zweck, den wir mit diesem unerquicklichen Geschäfte verfolgen, am Schlusse ein paar Worte.

Der Artikel besteht, wie üblich, aus einer Beschreibung und einer Geschichte der Stadt. Die Beschreibung verbreitet sich über die Lage, die Verkehrswege und Verkehrsmittel, die Größe und die Einteilung der Stadt, die Hauptgebäude in den einzelnen Stadtteilen (innere Stadt, Promenadengürtel, Vorstädte), über die Bevölkerung, die Behörden, die öffentlichen Anstalten, das Vereinsleben, den Handel und die Industrie. Dann folgt der geschichtliche Abschnitt.

Die beschreibenden Partien alle nachzuprüfen ist nicht unsre Absicht. Sie enthalten ein statistisches Material, das niemand im Kopfe haben kann, und mögen — wir wollen das annehmen — in der Hauptsache in Ordnung sein. Das meiste davon kann ja jedermann bei einiger Sorgfalt schon aus dem Leipziger Adreßbuche richtig entnehmen. Bedenklich ist es freilich, daß der Verfasser die von dem Räte der Stadt seit 1884 herausgegebenen ausführlichen und genauen „Verwaltungsberichte“ nicht gekannt und benutzt hat. Aber schon diese beschreibenden Partien enthalten, namentlich in der Beschreibung des äußern Stadtbildes, viele geschichtliche Angaben, und diese sind meist ebenso unrichtig wie die Beschreibung der Gebäude selbst, und zeigen, daß der Verfasser in Leipzig wie in der geschichtlichen Litteratur über Leipzig durchaus ein Fremdling ist. Ein paar Proben werden das zeigen.

Wie unklar sind gleich die Angaben über die Pleißenburg! „Die Pleißenburg — heißt es —, 1549 von H[ieronymus] Lotter erbaut, seit 1818 (l. 1838) umgebaut und erweitert, diente bis zum siebenjährigen Kriege als Festung, seitdem zu verschiedenen Zwecken, besonders aber als Kaserne. Noch in der alten Burg fand 1519 das Colloquium zwischen Luther und Eck statt; 1632 starb hier Pappen-

heim; der Schloßturm diente 1787 bis 1862 als Sternwarte, der Rest als Kaserne; auch wurde hier die Zeichen- und spätere Kunstakademie eingerichtet.“ Zunächst ist die Pleißenburg nicht 1549, sondern von 1547 bis 1557 erbaut worden, wie der Verfasser selbst später in dem geschichtlichen Teile richtig angiebt. Wenn die Leipziger Disputation „noch in der alten Burg“ stattfand, so gehört diese Nachricht überhaupt nicht hierher, sie stört nur; dagegen starb Pappenheim allerdings „hier,“ nämlich in der seit 1547 erbauten Pleißenburg. Wenn der „Rest“ als Kaserne benutzt wurde, wozu gehörte denn die Akademie? gehörte sie nicht auch zum „Rest“?

Das Paulinerkloster ferner wurde nicht 1539, sondern erst 1544 der Universität überwiesen. Auch was über die alten Wandgemälde im Paulinum gesagt wird, ist irrig. Erstens waren das keine „enkaustischen“ Gemälde, sondern Fresken; auch sind sie nicht „vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert“ entstanden, sondern jedenfalls im fünfzehnten; wenn der Verfasser aber schließlich sagt: „die 1869 bis 1872 vorgenommene Restauration hat dieselben (!) nicht vor dem Untergange retten können, da sie jetzt fast gänzlich erblichen (!) sind,“ so ist er da wieder im Irrtum: untergegangen waren die Bilder schon längst; was 1868 bis 1870 (nicht 1869 bis 1872) gemacht worden ist, war zum guten Teil eine willkürliche Übermalung, um die es nicht sehr schade ist, wenn sie jetzt wieder „erblichen“ ist.

Ganz verwirrt sind weiterhin die Angaben über das Gewandhaus. Der Verfasser sagt: „Das Gewandhaus, in der Universitätsstraße, 1481 gegründet und 1740 neu erbaut, diente als Zeughaus und Verkaufshalle von Tuch; von 1781 bis 1884 wurden in dem großen, seiner vollendeten Akustik wegen berühmten Saale die weltbekannten Gewandhauskonzerte abgehalten, in einem zweiten großen Saale die Stadtbibliothek und die Pölytsche Bibliothek untergebracht, und eine dritte Abteilung im Hofe war dem königlichen Konservatorium überwiesen.“ Später, in dem geschichtlichen Abschnitt, heißt es: „1677 erbaute der Rat die Stadtbibliothek.“ Hier sind zunächst zwei Häuser mit einander vermengt, die bis zum Jahre 1781 nicht die geringste Verbindung weiter hatten, als daß sie im Rechteck auf einander stießen: das Zeughaus auf der Universitätsstraße und das Gewandhaus im Gewandgäßchen. Beide stammen in ihren Grundmauern und in ihrem Erdgeschoß allerdings aus dem Jahre 1481. Das Zeughaus enthielt die Waffenvorräte der Stadt, das Gewandhaus diente in den Messen den Tuchhändlern zum Auslegen ihrer Waare. 1677 aber wurde keine Stadtbibliothek „erbaut,“ sondern da starb der Oberhofgerichtsadvokat Ulrich Groß, der seine reiche Büchersammlung aus allen Zweigen der Wissenschaft und sein ganzes sonstiges Vermögen der Stadt hinterließ. Seine Bücher kamen aufs Rathhaus und wurden dort zunächst mit der seit alter Zeit angesammelten Ratsbibliothek vereinigt. Im Jahre 1711 wurde die Ratsbibliothek umgeräumt in einen besondern Saal, den der Rat für sie über

dem Erdgeschoß des Zeughauses hatte erbauen lassen, und wurde nun zum erstenmale der Bürgerschaft geöffnet. Da dieser Saal aber bald nicht mehr ausreichte, so wurde von 1740 bis 1756 über dem Tuchboden im Gewandhause der jetzige große Bibliotheksaal erbaut und die Bibliothek 1756 dorthin verlegt. Der leergewordene Bibliotheksaal im Zeughause wurde 1780 abgebrochen und an seiner Stelle der Konzertsaal erbaut und, um einen anständigen Aufgang zu haben, mit dem Treppenhause der Stadtbibliothek verbunden. Richtiger sollten also die Konzerte Zeughauskonzerte, nicht Gewandhauskonzerte heißen. Freilich giebt es auch tausende von „gebildeten“ Leipziguern, die in ihrem Leben nie auf der Stadtbibliothek gewesen sind und sich einbilden, „der Saal da oben“ — dabei zeigen sie nach den Fenstern der Stadtbibliothek — sei der alte Gewandhauskonzertsaal. Das „königliche“ (?) Konservatorium endlich hat weder mit Gewandhaus noch mit Zeughaus etwas zu thun: als es 1843 eröffnet wurde, geschah dies in dem später so berühmt gewordenen Kasten, den man für diese Schule im Hofe des Gewandhauses erbaut hatte, und worin sie bis 1887 gehaust hat.

Völligen Unsinn enthält der Abschnitt über die Thomaskirche. „Von der Thomaskirche — schreibt der Verfasser — stammt der ältere Teil, der Kreuzbau (?), aus dem Jahre 1222, das hohe Thor (soll wohl heißen: der hohe Chor) wurde 1355, das Schiff 1482—1496, der Turm 1538—1702 erbaut; seit 1887 wird dieselbe (!) durchweg restaurirt, und die vielen Zuthaten aus verschiedenen Zeiten werden entfernt.“ Wer das liest, kann nicht anders glauben, als daß die heutige Thomaskirche ein Verband von Bauwerken aus vier verschiedenen Zeiten sei. In Wahrheit verhält es sich folgendermaßen. Die Kirche wurde mit dem Kloster im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, erfuhr in der Mitte des vierzehnten einen Erneuerungsbau und erhielt 1474 auch einen neuen Turm. Von allen diesen Bauten ist aber nichts mehr vorhanden. Das ganze Kirchengebäude wurde 1482 abgebrochen und an seiner Stelle das jetzige Kirchengebäude begonnen und bis 1496 beendet. Nur der Turm aus dem Jahre 1474 blieb stehen. 1537 wurde aber auch dieser abgetragen und an seiner Stelle der jetzige Turm erbaut, der dann wieder zu verschiedenen Zeiten, unter anderm auch 1702, größere Umbauten erfahren hat. Das ist es, was der Verfasser mit kühner Kürze in die Worte zusammenfaßt, der Turm sei „1538—1702 erbaut“ worden. Dieselbe Kürze findet sich unmittelbar darauf wieder bei der alten Thomasschule, die „aus den Jahren 1583 (vielmehr 1553)—1732“ stammen soll; auch sie wurde 1553 erbaut und 1732, zu Bachs Zeiten, um einige Stockwerke erhöht und in die Gestalt gebracht, die sie noch jetzt zeigt. Was dann die Restauration der Thomaskirche betrifft, bei der „die vielfachen Zuthaten aus verschiedenen Zeiten entfernt wurden,“ so begann diese nicht 1887, sondern sie hat genau zwölf Jahre gedauert, von 1877 bis 1889. Schlimm genug, daß nicht einmal solche That-

sachen aus neuester Zeit richtig angegeben sind, über die sich der Verfasser doch so leicht hätte unterrichten können. So schreibt er auch: „An Stelle der alten Peterskirche erhebt sich an der Schillerstraße der stattliche Renaissancebau der Reichsbank, 1884—88 errichtet.“ Die alte Peterskirche wurde aber nicht eher abgebrochen, als bis die neue bezogen war, und das geschah zu Weihnachten 1885; der Abbruch der alten begann Neujahr 1886. Auch der Matthäikirche, „bis 1880 Neukirche genannt,“ schreibt der Verfasser eine Bauzeit von fünf Jahrzehnten zu: sie war „1454—1501 erbaut, diente später als Magazin, seit 1699 wieder als Kirche.“ Diesmal ist wieder ein Druckfehler im Spiele: die Kirche wurde von 1494 bis 1501 erbaut. Daß sie erst seit 1699 „Neukirche“ hieß, daß es die alte, zum ehemaligen Franziskanerkloster gehörige Barfüßerkirche ist, weiß der Verfasser offenbar gar nicht.

Was man nach solchen Proben über die öffentlichen Gebäude von seinen Angaben über Privatgebäude erwarten kann, läßt sich denken. Röstlich ist folgende Stelle: „Auerbachs Hof in der Grimmaischen Straße, seit 1520 von Heinrich Stromer von Auerbach erbaut, mit zahlreichen Gewölben, verdankt seinen Ruf dem auf zwei Bildern dargestellten Faßtritt des Schwarzkünstlers Dr. Faust aus dem Weinkeller und der Verherrlichung dieser Szene in Goethes Faust.“ Das wäre eines Leipziger „Fremdenführers“ würdig! Der Verfasser hat keine Ahnung davon, daß Auerbachs Hof jahrhundertlang und längst vor Goethes Faust der eigentliche Mittel- und Glanzpunkt des Leipziger Meßverkehrs gewesen ist, parva Lipsia, wie ihn Taubmann in seinem bekannten Epigramm mit einer Steigerung gegen Leipzig nannte, das er als parva Misnia feiert. Erbaut wurde das Haus nicht „seit 1520,“ sondern von 1530 bis 1538. „Unter den übrigen Häusern — heißt es weiter — ist eine große Anzahl bekannt als Geburtsstätte berühmter Leipziger (Leibniz, Thomasius, Richard Wagner) oder als Wohnungen von hervorragenden Größen der deutschen Litteratur und Kunst (Gellert, Karoline Neuberin, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul, Robert Schumann u. a.)“ Da möchte man wirklich sagen wie jener Professor im Examen zum Studenten: Du Unglücksmensch, du weißt, wo Leibnizens Geburtshaus steht, und hast es bis jetzt verschwiegen? Heraus mit der Sprache! Als 1883 das Leibnizdenkmal errichtet werden sollte, hätte man sonst etwas drum gegeben, wenn man hätte feststellen können, wo Leibniz geboren worden ist, ja wo er auch nur gewohnt hat; man wollte ja das Denkmal gern in die Nähe seines Geburtshauses bringen. E. Kaufmann hats gewußt, und gerade den hat man nicht drum gefragt!

Aber wenden wir uns zu dem eigentlich geschichtlichen Abschnitt. Schon die Anlage desselben ist verfehlt. Die Zeit bis 1500, in der wir uns überall noch auf sehr unsicherem Boden bewegen und uns von den wenigsten Zuständen ein klares und bestimmtes Bild machen können, nimmt ebenso viel Raum ein, wie die folgenden vier Jahrhunderte bis zur Gegenwart, in denen die Kunde

von Jahr zu Jahr reicher, vollständiger und sicherer wird. Daß das ein Mißverhältnis ist, liegt auf der Hand. Die Darstellung besteht aber durchweg aus willkürlich zusammengerafften, äußerlich aufgereihten Nachrichten, in denen in der ältesten Zeit ein paarmal zu mehrerem Aufputz das Leipziger Urkundenbuch angeführt wird, aus denen sich aber schwerlich jemand auch nur von einer einzigen Seite der städtischen Zustände und ihrer geschichtlichen Entwicklung ein Bild wird machen können.

Mit der Miene geschichtlicher Kritik erwähnt der Verfasser, daß der Nürnberger Astrolog Goldmeyer behauptet habe, Leipzig sei 551 gegründet worden, tiſcht aber gleich hinterher selber das alte Märchen auf, daß britische Missionäre im Anfange des neunten Jahrhunderts unter Abhängigkeit von dem Erfurter Schottenkloster bei Leipzig die Jakobskapelle gegründet hätten. Das Schottenkloster in Erfurt war selbst erst 1036 gegründet. — Dann heißt es wörtlich weiter: „Nachdem diese germanisch-christliche Ansiedlung von den Sorbenwenden abgeschüttelt war, erbaute der deutsche König Heinrich I. 922 zum Schutze gegen letztere eine Burgwart und setzte daselbst einen Vogt ein zum Schutze der Deutschen und zur Unterwerfung des slawischen Nachbardorfs, welches nun dem Gau Chutizi einverleibt wurde.“ Der Leser wird diese Erzählung schwerlich besonders lehrreich finden. Nachdem die Sorbenwenden die germanisch-christliche Ansiedlung „abgeschüttelt“ hatten, sollte man doch erwarten, daß nun die wackern Sorbenwenden etwas weiteres gethan hätten. Aber nein, König Heinrich erbaut eine Burgwart (was ist das?), und das slawische Nachbardorf wird „dem Gau Chutizi einverleibt.“ Was war denn das für ein schöner Gau? Und zu welchem Gau gehörte es denn vorher? — „1217 fiel die Stadt durch Verrat an den Markgrafen Dietrich, die Festungswerke wurden vernichtet und drei Zwingburgen erbaut, [eine] am Grimmischen Thor (ein Grimmaisches gabs damals noch nicht!) [eine] am Barfußpörtchen und die kleine Pleißenburg.“ Die kleine? Waren die beiden andern größer? Oder gabs daneben noch eine große Pleißenburg? Es war doch die Pleißenburg, die bei der Belagerung Leipzigs 1547 zererschossen wurde. Die „kleine Pleißenburg“ war im vorigen Jahrhundert eine — Gartenwirtschaft, wo Bier und Kaffee geschenkt wurde. — Von Markgraf Dietrich von Landsberg erzählt der Verfasser, er habe 1263 der Stadt das „Recht der Gerichtsbarkeit“ über ihre Bürger erteilt; aber auch 1423 erzählt er wieder, daß in diesem Jahre „die Bürgerschaft gegen Erstattung von 1500 Gulden die obere und niedere Gerichtsbarkeit erlangt“ habe. Wie soll der Leser das verstehen? — Als Gründungsjahr der Nikolaischule wird 1395 angegeben. Aus diesem Jahre stammt aber nur die päpstliche Erlaubnis zur Errichtung einer Stadtschule neben der Klosterschule zu St. Thomas. Nicht der geringste Anhalt ist vorhanden, daß es im fünfzehnten Jahrhundert eine öffentliche Stadtschule in Leipzig gegeben habe. Erst 1511 machte die Stadt wirklich Gebrauch von der päpstlichen Erlaubnis.

Aber auch in den spätern Partien wird die Darstellung nicht klarer oder zuverlässiger. Geradezu kläglich ist, was der Verfasser über die Anfänge des Buchdrucks und Buchhandels in Leipzig vorbringt. Er schreibt: „Die Industrie erhielt neuen Zuwachs durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, indem der Professor der Theologie und Universitätsrektor Andreas Friesner, welcher früher Korrektor bei Sensenschmidt in Nürnberg gewesen war, um 1480 die erste Buchdruckerei errichtete und bei seinem Tode 1504 an das Dominikanerkloster abtrat. Neben ihm wirkten u. a. Melchior Lotter (1502), welcher den ersten Antiquadruk, und Valentin Schumann (1514), welcher den ersten griechischen und orientalischen Druck in Leipzig veröffentlichte; die Buchhändler Ernst Bögelin und Johann Herrgott waren dagegen nur unbedeutend.“ Hieran ist nicht weniger als alles falsch. Friesner hatte keine Druckerei, sondern, wie so mancher Gelehrte der Humanistenzeit, eine Druckerpresse; diese hinterließ er bei seinem Tode dem Dominikanerkloster. Gewerbsmäßig gedruckt hat er nie; es ist nicht ein einziger Druck bekannt, der seinen Namen trüge. Der erste gewerbsmäßige Leipziger Drucker, den es recht wohl der Mühe wert gewesen wäre zu nennen, war Gunz Nachelosen, der etwa seit 1480 in Leipzig nachweisbar ist, und dessen Schwiegersohn Melchior Lotter dann die Druckerei fortführte und, was viel notwendiger zu erwähnen war als der „erste Antiquadruk,“ 1522 die ersten Ausgaben von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments gedruckt hat. Neben Lotter war der bedeutendste Drucker Martin Landsberg (aus Würzburg), der namentlich viel wissenschaftliche Litteratur und Textausgaben der alten Klassiker für Professoren und Studenten druckte. Valentin Schumann druckte allerdings 1516 eine kleine griechische Grammatik von Erosus, worin er zum erstenmale griechische Schrift verwandte. „Orientalische“ Drucke hat er nie gedruckt; es kommen nur gelegentlich in einzelnen seiner Drucke hebräische Buchstaben und Wörter vor, die aber nicht in Typensatz, sondern durch Holzstöcke hergestellt sind. Anfang der vierziger Jahre eröffnete Valentin Papst eine Druckerei, die sich mit sehr schönen neuen Schriften einführte, unter andern einer deutschen Type, die an Schönheit nur in der bekannten Teuerdanktype Schönspergers ihresgleichen hat. Papsts Schwiegersohn war dann — Ernst Bögelin, der die erste Buchhandlung im großen Stil in Leipzig hatte, der Hauptverleger des Melanchthon, des Camerarius u. a. Er mußte leider 1572 von Leipzig fliehen, weil er der Hinnéigung zum Calvinismus verdächtig war, und wandte sich nach der Pfalz. Johann Herrgott endlich war gar kein Leipziger, sondern ein herumziehender kleiner Nürnberger Buchhändler, der im Herzogtum Sachsen 1527 wegen des Vertriebes einer sozialistischen Flugschrift, die er wahrscheinlich selbst verfaßt hatte, verhaftet und im Mai 1527 auf Befehl Herzog Georgs in Leipzig hingerichtet wurde. Den in einem Atem mit Bögelin zu nennen ist gerade so, als wenn man eine heutige sozialdemokratische Winkeldruckerei neben Brock-

haus nennen wollte, abgesehen davon, daß Herrgott und Bögelin um vierzig bis fünfzig Jahre aus einander liegen.

Groß ist die Unklarheit, die der Verfasser in seiner Erzählung der Einführung der Reformation in Leipzig befundet. Er berichtet, daß nun „die vier Klöster säkularisiert und an die Stadt verkauft, das Thomaskloster aber mit seinen reichen Besitzungen der Universität geschenkt worden sei.“ Vier Klöster hatte die Stadt: das Thomaskloster, das Dominikaner- oder Paulinerkloster, das Franziskaner- oder Barfüßerkloster und das Georgennonnenkloster. Wenn die alle vier an die Stadt verkauft wurden, wie kann dann eins an die Universität geschenkt worden sein? Es kann doch nur eins von beiden möglich sein. In Leipzig weiß aber jedes Schulkind, daß drei Klöster an die Stadt kamen und eins an die Universität, und daß dieses eine nicht das Thomas-, sondern das Paulinerkloster war. Auch der Verfasser weiß es, denn er hat ja vorn in der Beschreibung der Stadt selbst, wenn auch mit falscher Jahreszahl, gesagt, daß „das 1240 als Kloster erbaute Paulinum seit 1539 (l. 1544) der Universität überwiesen“ worden sei, hat dort auch die Paulinerkirche als die Universitätskirche erwähnt! Die Verwirrung ist dadurch entstanden, daß ein paar Dörfer, die ehemals zum Thomaskloster gehörten, allerdings der Universität geschenkt wurden. Das Thomaskloster selbst aber und sein gesamter städtischer Grund und Boden kam in den Besitz der Stadt.

Weiter erzählt der Verfasser: „Auch die folgende Zeit war Leipzigs Entwicklung segensreich. Im Jahre 1550 wurde das Konsistorium von Merseburg hierher verlegt, der Schöppenstuhl 1574 in ein landesherrliches Spruchkollegium umgewandelt“ u. s. w. Der Zusammenhang, worin der Leipziger Schöppenstuhl hier erscheint, ist sehr komisch. Dieser Schöppenstuhl, jahrhundertlang eine städtische Einrichtung, die im fünfzehnten Jahrhundert weit und breit berühmt war, wurde 1574 von der Landesregierung in die Hand genommen, weil mit der Zeit Mißbräuche eingerissen waren, namentlich der Geschäftsgang des Schöppenstuhles — man denke an das bekannte Sprüchlein *Lipsia vult expectari* — sehr schleppend geworden war, sodaß viele Klagen beim Kurfürsten August darüber laut geworden waren. Die Stadt wurde also vom Kurfürsten „gemäßregelt,“ wie wir heute sagen würden, wenn der Schöppenstuhl in ein landesherrliches Spruchkollegium umgewandelt wurde. Ob das die damaligen Schöppen als so „segensreich“ werden empfunden haben, darf man billig bezweifeln.

Ganz arg ist, was der Verfasser auch später wieder aus der Geschichte des Leipziger Buchhandels vorbringt. „Besonders ist hervorzuheben — schreibt er — die Übertragung des deutschen Buchhandels von Frankfurt a. M. nach Leipzig seit 1667, infolge der Ausübung einer zu strengen Zensur. Schon 1600 war das erste Meßbücherverzeichnis erschienen, Gleditsch und Tritsch waren rege Buchhandlungen, 1670 wurde die erste Bücherauktion ab-

gehalten. Seit 1682 erschienen hier die Acta Eruditorum durch (!) D. Mencke und eine gelehrte Zeitung durch J. Burchard (so!).“ Die Wahrheit ist, daß sich der buchhändlerische Meßverkehr im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr von Frankfurt nach Leipzig zog, bis Leipzig endlich ganz die Oberhand gewann. Eine „Übertragung“ hat nie stattgefunden und konnte nie stattfinden; was die Jahreszahl 1667 bedeuten soll, vermögen wir nicht zu enträtseln, vielleicht liegt abermals ein Druckfehler vor. Die Acta Eruditorum, die erste kritische Zeitschrift Deutschlands, erschienen allerdings seit 1682 und wurden von Otto Mencke herausgegeben. Der rätselhafte J. Burchard aber, „durch“ den „eine gelehrte Zeitung erschien“, ist niemand anders als Otto Menckes Sohn, der berühmte Leipziger Professor Johann Burckard Mencke (als Dichter unter dem Namen Philander von der Linde bekannt), der nach des Vaters Tode (1707) die Acta Eruditorum fortsetzte und 1715 daneben noch die „Neue Zeitschrift von gelehrten Sachen“ herausgab. Das hätte der Verfasser aus jeder deutschen Litteraturgeschichte lernen können.

Aus dem geistigen Leben Leipzigs aus dem achtzehnten Jahrhundert erzählt er unter anderm: „In den Friedensjahren des achtzehnten Jahrhunderts erwachte auch das gesellige und Kunstleben neben dem wissenschaftlichen Treiben (!) zu neuer Blüte. Das Theater wurde 1727 durch die Neuberin eingeführt und 1766 ein eignes Theater eröffnet, aus welchem das spätere Stadttheater hervorging.“ Daß die Neuberin das Theater in Leipzig „eingeführt“ habe, ist wieder eine sehr komische Vorstellung. Theateraufführungen hat es in Leipzig schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Menge gegeben. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts waren fast zu allen Ofter- und Michaelismessen herumziehende Schauspielerbanden da, und zu diesen Banden gehörte auch die der Neuberin, die von 1727 bis 1749 auf 33 Leipziger Messen nachweisbar ist. Das „eigne“ Theater aber, das 1766 eröffnet wurde, war das Komödienhaus auf der Ranstädter Bastei, das Privatleute für ihr Geld erbaut hatten und nun an die nach Leipzig kommenden Schauspielertruppen vermieteten, wie der Rat früher seinen „Boden“ über den Fleischbänken vermietet hatte.

Um endlich auch noch ein paar Proben aus dem neunzehnten Jahrhundert zu geben, wollen wir nur erwähnen, daß der Verfasser die ersten Leipziger Stadtverordneten, die den amtlichen Namen: „Kommunrepräsentantschaft“ führten, zu einer „Kommunalrepräsentation“ macht und die vielbesprochenen traurigen Augustereignisse des Jahres 1845, die Freiligrath in dem Gedichte besang: „Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,“ mit folgenden Worten erzählt: „Der revolutionäre Geist des Jahrhunderts kam in Leipzig zu neuem Ausbruch am 12. August 1845 bei Anwesenheit des Prinzen Johann, wobei durch das Eingreifen des Militärs fünf unschuldige Personen fielen.“ Der Leser wird sich aus dieser Erzählung gewiß eine sehr deutlicher Vorstellung von den Ereignissen machen!

Schon aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß der Verfasser — trotz der Kürze seines Artikels — vieles zweimal erwähnt, erst vorn in der Beschreibung und dann wieder hinten im geschichtlichen Teile. Es fehlt aber auch sonst nicht an solchen überflüssigen Wiederholungen, die bei dem geringen Umfange der Arbeit doch leicht zu vermeiden gewesen wären. So wird zweimal erzählt, daß Luther 1539 bei der Einführung der Reformation in Leipzig in der Thomaskirche gepredigt habe. Noch schlimmer ist es freilich, daß bei solchen doppelten Erwähnungen die eine gewöhnlich von der andern abweicht oder ihr widerspricht. Auch davon gaben bereits die angeführten Stellen Beispiele, es finden sich aber auch noch weitere. In der Beschreibung der Stadt wird die Paulinerkirche 1240, die Börse auf dem Raschmarkt 1678 erbaut, in der Geschichte der Stadt die Paulinerkirche 1229—1240, die Börse 1678—1683. Was ist nun richtig? Der Ankauf des Rosenthals wird sogar innerhalb der Geschichte der Stadt zweimal erzählt, einmal 1458, das andremal 1663. Welche Zahl gilt nun? Es kann doch nur einmal gekauft worden sein. In der That ist es 1663 gekauft worden, 1458 wurde dem Räte nur ein kleiner Teil des Rosenthals verschrieben, dessen Nutznießung die Franziskanermonche bisher gehabt hatten.

Vielfach ist die schiefe Darstellung des Verfassers augenscheinlich die Folge der Unklarheit über die Dinge, in der er sich selbst befunden hat. Wäre er den Dingen auf den Grund gegangen, hätte er sie sich selbst ordentlich klar gemacht, so würde er sie auch klar und bestimmt haben darstellen können. Sätze, wie folgende: „Die Promenaden umschließen den Augustusplatz, den Kopßplatz und Obstmarkt, den Fleischer- und Töpferplatz“ (S. 29) — „Unter den Denkmälern auf der Promenade ist das hervorragendste der Mendebrunnen“ (S. 30) — „Im N. befinden sich die Marmorbüste Harforts, des Hauptbegründers der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, der Obelisk zur Erinnerung an die Eröffnung dieser Bahn“ (ebenda) — „An das Rosenthal schließen sich im S. W. der Johannapark, das Scheiben- und Nonnenholz“ (ebenda) — „An das Theater schloß sich 1743 die Begründung eines Konzerts durch Vermittlung kunstliebender Kaufleute“ (S. 32) — müssen bei denen, die die Verhältnisse nicht kennen, notwendig falsche Vorstellungen erwecken. Aber auch abgesehen von dieser Gefahr ist der Ausdruck oft von kläglicher Unbeholfenheit, wie folgende Beispiele zeigen: „Erst der neuesten Zeit gebührt die Errungenschaft, durch ein würdiges Äußere der Bauwerke deren innere Bedeutung zur Erscheinung zu bringen“ (S. 28) — „An Denkmälern zählt die innere Stadt nur die Bronzestatue von Leibniz“ (S. 29) — „Gegenüber liegt das nach Langers Entwürfen 1858 erbaute Museum, hervorgegangen aus der Gemäldesammlung des Leipziger Kunstvereins“ (ebenda) — „Die Süd- und Westvorstadt sind mit palastähnlichen öffentlichen und privaten Gebäuden geschmückt, während im Osten das Buchgewerbe seinen

Hauptitz aufgeschlagen hat, und der südöstliche Teil mit den zahlreichen Anstalten der medizinischen Fakultät das akademische Viertel bildet" (ebenda) — „Hier soll auch das Grassinmuseum zur Aufnahme der Sammlungen des Museums für Völkerkunde und für die des Kunstgewerbemuseums seine Stelle finden" (ebenda) — „in dem schlesischen und dem siebenjährige Kriege, welche nicht minder als 15 Mill. Thaler kosteten" (S. 37) — „War doch die Stadt selber in Gefahr, von den gewaltigen Völkerwogen zertreten zu werden" (ebenda).

Doch genug der Einzelheiten. Es ist gewiß ein unglücklicher Zufall, aus dem man keine Schlüsse auf die sonstige Herstellungsart von Ersch und Grubers Encyclopädie ziehen darf, daß gerade dieser Artikel über Leipzig so unzulänglich ausgefallen ist, wiewohl sich die Beteiligten doch hätten sagen können, daß, wenn in einem so großartigen Leipziger (!) Unternehmen wie dieser Encyclopädie der Artikel „Leipzig" erscheint, die Leser gerade an diesen Artikel mit besondern Erwartungen hinantreten würden; schon aus Lokalpatriotismus hätte gerade hier ein Übriges gethan werden müssen. Der vorliegende Band enthält ja auch sonst eine Reihe der wichtigsten Artikel; wir nennen beispielsweise: Leibniz, Leisewitz, Lenz (der Dichter der Sturm- und Drangzeit), Leo, Leonardo da Vinci, Leopardi, Leopold, Lessing, Leszczyński, Leviten, Licht, Liebig. Sie sind fast alle von tüchtigen Fachleuten geschrieben, wenn es auch nicht immer gerade die ersten Vertreter ihres Faches sind. Das zu verlangen wäre unbillig. An einem encyclopädischen Werke ständig mitzuarbeiten setzt eine Entsagung voraus, zu der gerade die „Spitzen" der Wissenschaft nur selten befähigt oder — genötigt sind. Warum hat man sich gerade bei dem wichtigen Artikel über Leipzig mit einem geplagten Füllschreiber begnügt, dem der Gegenstand und die Litteratur über den Gegenstand bis dahin offenbar fremd gewesen sind?

Es rächt sich hier einmal — und das ist der Grund, weshalb wir den Fall etwas eingehender und vor einem Leserkreise, dem er an sich fern liegt, zur Sprache bringen —, daß die Lokalgeschichte vonseiten der Wissenschaft noch immer vielfach so geringschätzig behandelt wird. Gewiß ist die Lokalgeschichte lange Zeit sehr dilettantisch betrieben worden. In großen Städten gab es früher meist eine Art von lokalgeschichtlichem Schäfer Thomas, der in dem Rufe stand, daß er im Besitze „der Chronik" der Stadt sei, der allerhand Geschichtchen aus der Stadtgeschichte wußte und Zeitungen und Kalender damit versorgte, der Hinz und Kunz auf Verlangen ihr Wappen nachwies, der dem Spießbürger, wenn ers wünschte, die Geschichte seines Hauses mit allerhand schönen Schauergeschichten ausgeschmückt zu Papiere brachte, der der Schneiderinnung zum Jubiläum ihre Innungsgeschichte schrieb, ja zu dem sogar die Nachbarn liefen, die sich über eine Schlippe oder einen Keller, eine Trauf- oder eine Fenstergerechtigkeit stritten, um sich Rats zu erholen. Aber diese Zeiten sind vorbei.

Überall in größern Städten sind jetzt die Archive geöffnet und werden von wissenschaftlich gebildeten Männern geleitet und benutzt; in kleinern, die dazu nicht die Mittel haben, finden sich wenigstens überall tüchtige Gymnasial- oder Realschullehrer, die sich der städtischen Archive aus Interesse an der Sache annehmen. Gar nicht selten werden jetzt wertvolle lokalgeschichtliche Arbeiten in den Schulprogrammen unsrer höhern Lehranstalten veröffentlicht. Trotzdem will noch immer das Vorurteil nicht weichen, daß die Lokalgeschichte ein Tummelplatz des Dilettantismus sei und sein dürfe, ja Männer der Wissenschaft machen sich selber ungenirt dieses Dilettantismus schuldig. Gelehrte aller Fakultäten glauben, ohne Vorbereitung, ohne Kenntnis der Litteratur, bei passender oder unpassender Gelegenheit sich einen Spaziergang in das Gebiet der Lokalgeschichte gestatten zu dürfen, und liefern da Erzeugnisse, die sie auf ihrem eignen wissenschaftlichen Gebiete sich nie erlauben und andern wahrscheinlich nie verzeihen würden. Was thuts? Es sind ja nur Gelegenheitscherze, lokalgeschichtliche Allotria. Solcher Geringschätzung verdankt auch der Artikel über Leipzig in Ersch und Grubers Encyclopädie seine Entstehung. Einen beschreibenden und geschichtlichen Aufsatz über Leipzig zu schreiben — was gehört dazu weiter? Das kann jeder. E. Kaufmann führt am Schlusse seines Artikels, wie üblich, die „Litteratur“ an. Hätte er auch nur diese paar Bücher ordentlich benutzt, hätte er sie vergleichend gelesen und nicht bald aus dem einen, bald aus dem andern kritiklos abgeschrieben, so hätte er schon dadurch manchen Fehler vermeiden können. Aber vieles hat er ja gar nicht gekannt. Wie kann jemand über die Geschichte des Leipziger Buchhandels schreiben, ohne Kapps Geschichte des deutschen Buchhandels und das Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels, dessen Inhalt zu drei Vierteln dem Leipziger Buchhandel gewidmet ist, auch nur aufzuschlagen? Vom Leipziger Urkundenbuche nennt Kaufmann nur zwei Bände, von denen er offenbar nur einen in der Hand gehabt hat; von dem dritten, der die Universität behandelt, weiß er gar nichts. Aber, wie gesagt, der Vorwurf trifft nicht ihn, sondern die, die ihn mit der Abfassung des Artikels betraut haben in der irrigen Meinung, daß es dazu keiner besondern Fachkenntnisse bedürfe.

